



Predigten zur Dekanatsvisitation

Dekanat Grein

6. – 12. Oktober 2024

Erntedank

Erntedankfest Pfarre Saxen
6. Oktober 2024

Wie viel kosten Lebensmittel? Welchen Anteil haben die Kosten für Ernährung am Einkommen? Welchen Wert hat das Brot? Für die einen ist es zum Abfall- und Wegwerfprodukt geworden: „Das Brot und das Wort sind Kleingeld geworden. ... Wir beten um tägliche Abfallkübel.“ (Christine Busta) Für andere hingegen ist Brot heilig und unendlich kostbar. Lebensmittel durften nicht weggeworfen werden. Brot war vielmehr eine Gabe Gottes, die eine zentrale Bitte im Vaterunser darstellte. Essen und Lebensmittel sind ganz wesentlich eine Dimension der Kultur. Zu dieser Kultur gehören die Wertschätzung der menschlichen Arbeit, das gemeinsame Essen und Teilen, der unverwechselbare lokale und individuelle Geschmack. Das tägliche Brot bildet die Voraussetzung für die Aufrechterhaltung der körperlichen Existenz und wird damit Symbol für alles, was das Leben der Menschen ausmacht: Mittel zum Leben! „Der Mensch ist, was er isst.“ (Ludwig Feuerbach). Um diesen Satz gerecht zu beurteilen, muss man ihn im Zusammenhang lesen: „Die Lehre von den Nahrungsmitteln ist von großer ethischer und politischer Bedeutung. Die Speisen werden zu Blut, das Blut zu Herz und Hirn, zu Gedanken- und Gesinnungsstoff.“ Erntedank: Wir feiern Danksagung für das Leben und Lebensmittel. Wir drücken die Wertschätzung für die menschliche Arbeit und für die Landwirtschaft aus.

Der Mensch ist, was er isst

„Der Mensch ist, was er isst.“¹ Dieser berühmte Satz von Ludwig Feuerbach steht in einer Rezension von Jacob Moleschotts „Lehre der Nahrungsmittel für das Volk“ (1850). Was essen wir so im Laufe eines Tages oder einer Woche? Wie gesund oder wie krank machend sind die Speisen, wie gesund sind die Abwechslung, die Vielfalt oder das Durcheinander beim Essen und Trinken? Wie schlagen sich die Essensgewohnheiten auf unsern Leib mit Gewichtsproblemen und Beweglichkeit?

Es mag auch hilfreich sein, uns vor Augen zu führen, was wir im Laufe einer Woche an geistiger Nahrung aufnehmen und das Ganze auf einem Tisch auszubreiten: die Tages- und Wochenzeitungen, die Illustrierten, die Werbebroschüren, die Nachrichten via Internet, E-Mails, die Fernseh- und Radiosendungen, die Musik über CD, die Romane, alle optischen und akustischen Eindrücke, den persönlichen Gedankenaustausch, die Gespräche, Diskussionen und Sitzungen... Wenn man das alles im Hirn, Herz oder Bauch(gefühl) auf

¹ Ludwig Feuerbach, Gesammelte Werke 10, S. 358; Vgl. dazu Josef Winiger: Ludwig Feuerbach. Denker der Menschlichkeit. Biographie, Berlin Aufbau Taschenbuch Verlag 2004, S. 284–286.

einen Haufen geworfen sieht, was heißt das für die leibliche und geistige Gesundheit bzw. Krankheit? Ludwig Wittgenstein, der bedeutendste österreichische Philosoph des zwanzigsten Jahrhunderts, befasst sich mit der Abwechslung der philosophischen Diät im metaphorischen Sinne: „Eine Hauptursache philosophischer Krankheiten – einseitige Diät: man nährt sein Denken mit nur einer Art von Beispielen.“² – Es gibt durchaus Wahrnehmungs- und Entscheidungskrankheiten: Wer unversöhnt oder ungeordnet lebt, wer in seinen Kränkungen stecken bleibt, dessen Blick für andere ist getrübt, und der kann auch nicht richtig denken und entscheiden. Wer ideologisch große Bereiche der Wirklichkeit ausblendet, wer abgestumpft ist gegen Freude oder Leid, der wird eindimensional und oberflächlich. Unsere Wahrnehmungsfähigkeit hängt wesentlich von dem ab, was wir aufnehmen, wie wir es aufnehmen und verarbeiten. Bilder sind wie gute oder schlechte Nahrung, Medizin oder Gift. Ein Geist, der keine Nahrung erhält, verkümmert; ein Geist, der einseitig ernährt wird, gebiert verzerrendes Denken und geht in die Irre. Die Ernährung des Geistes kann wie unsere Ernährung beeinflusst werden; sie hängt von Entscheidungen ab, die wir treffen – Entscheidungen über die Bücher, die wir lesen, über die Zeitungen und Zeitschriften, mit denen wir uns beschäftigen, über die Filme, die wir ansehen, über die Gespräche, die wir führen und auch über die Gedanken, die wir denken.

Die Seele braucht Raum für Trauer und Melancholie: Offiziell hat es sicher keine Trauer und Melancholieverbote gegeben. Sie wurden auch nicht öffentlich erlassen, aber sie wirken umso hartnäckiger als gesellschaftlicher Bann in einer Werbewelt, der Erfolgreichen, Schönen, Tüchtigen, Jungen, Intelligenten, in einer Leistungs- und Siegergesellschaft, deren Bereiche weitgehend ökonomisiert sind. Sind tatsächlich „Trauer und Angst der Menschen von heute auch Trauer und Angst der Jünger Christi“, wie es die Pastoralkonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils formuliert (GS 1). Anders gewendet: Wie empfänglich oder wie apathisch sind wir gegenüber dem Leiden und der Trauer anderer? Der Kult des schönen, starken, gesunden und erfolgreichen Lebens macht die Erbarmungslosigkeit zum Prinzip und führt am Ende den Sozialdarwinismus in jeden Lebensbereich ein. Es gibt keine Sorge mehr für die, denen der Atem ausgeht; die Alten, Kranken, Behinderten werden ihrem eigenen Schicksal überlassen und aus dem öffentlichen Blickfeld verbannt. Ein isoliertes Leistungs- und Erfolgsdenken, der Kult der Tüchtigkeit verkehrt sich in Rücksichtslosigkeit. Kälteströme machen sich breit, wenn menschliche Zuwendung, Herzlichkeit und Barmherzigkeit noch einmal eingeordnet werden in Bürokratie, in die technologische Vernunft, in ökonomische Gesetze von Konsum, Kauf und Verkauf. Computer haben keine Seele, kein Herz. So entwickelt sich eine Gesellschaft der Zuschauer, die sich zum Teil voyeuristisch aus der Ferne am Elend anderer begehnen, eine Gesellschaft der Passanten, die sich nicht zuständig fühlen.

Die Seele braucht Ruhe. Die Seele muss zur Ruhe kommen können, braucht Zeiten der Stille, braucht Freiräume, in denen wir uns nicht gehetzt und gedrängt fühlen, unter Druck und Zwang. – Eine positive Kultur der Einsamkeit ist Voraussetzung für jede schöpferische, geistige und geistliche Tätigkeit. „Es gibt keine freie Gesellschaft ohne Stille, ohne einen inneren und äußeren Bereich der Einsamkeit, in dem sich Freiheit entfalten kann.“³

Die Seele braucht Schönheit: Einmal hast du eine Blume wahrgenommen und darüber gestaunt, dass es so etwas Schönes einfach gibt. Einmal hast du eine Berührung gespürt, eine Umarmung erfahren, und du hast gewusst: Da ist einer, der mich mag. Einmal hast du dich gewundert, als du bemerktest, dass du vor dich hin pfeifst. Einmal warst du so glücklich, dass

² Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, Frankfurt a. M. 1971, §593.

³ Herbert Marcuse, Über Revolte, Anarchismus und Einsamkeit, Frankfurt a. M. 1969, 43.

es fast wehtat. Einmal hast du lange in die Flamme einer Kerze geschaut. Einmal hast du etwas vom Geheimnis Gottes geahnt. Es gibt Sternstunden des Lebens, die wir nie vergessen. Da sind Taborstunden, Erfahrungen des Glücks, der Lebensfreude, der intensiven Beziehung, die zu uns gehören. Solche Erinnerungen sind Anker der Hoffnung; sie geben Zuversicht auch in dunklen Stunden und lassen nicht verzweifeln.

Die Seele wird genährt durch einen Blick auf Blumen, ein Erleben der Natur, ein gutes Buch, eine berührende Symphonie, durch die innere Schönheit von Menschen. Die Seele braucht diese Nahrung des Schönen. Diese Nahrung darf nicht einseitig sein, diese Nahrung braucht Maß und Umsicht. Hier kann sich die Sorge um die Seele niederschlagen in einem Willen zum Schönen, in der Freude am Schönen.

Die Seele braucht Freundschaft. Freundschaft mit Menschen, Freundschaft mit Gott, Erfahrungen von Güte. Freundschaft hat damit zu tun, dass man sich um eine gemeinsame Mitte findet. Freundschaft will gepflegt werden, wie eine Kunst kultiviert, mit Liebe zum Detail und Freude am Gegenüber. Wahre Freundschaft kennt die Bereitschaft zum Schmerz. „Ich kann dich gut leiden.“ Das Leid ist das Siegel eines anderen in uns. Wer an einer Sache nicht gelitten hat, kennt und liebt sie nicht.

Wie geht's?

Sternwallfahrt nach Dimbach
6. Oktober 2024

Wie geht's? Das ist eine alltägliche Frage, die wir einander stellen. Es geht gut, recht gut, halbwegs gut, ausgezeichnet oder einfach schlecht. Es geht gar nichts mehr. Ich stehe an. Mit dem „Gehen“ drücken wir den Gang des Lebens mit Gelingen, mit Scheitern, mit Höhen und Tiefen, mit den Wegen, Umwegen, Irrwegen und Abwegen aus. Das Gehen wird zum Bild der inneren Befindlichkeit und auch zum Symbol unserer Beziehungen: Menschen gehen aneinander vorbei oder wieder aufeinander zu. Ähnlich ist es mit dem „Fahren“: unsere Beziehung zur Welt geht über die „Erfahrung“. Begriffe ohne sinnliche Erfahrung bleiben leer, heißt es in der Kritik der reinen Vernunft von Immanuel Kant.

Das Leben ist nicht die Gerade einer Autobahn. Es gehören Sackgassen oder auch Labyrinth dazu. „Gehen Sie spazieren: Die Zeit, die Sie dafür verwenden, geht dem Gebet nicht verloren!“, schreibt Teresa von Avila an ihren Erzbischof Don Teutonio de Braganza, der während einer langen Reisezeit seine innere Lauheit beklagt. Viele Depressive leiden unter Bewegungsmangel. Zur inneren Zufriedenheit gehört auch die Einübung in bleibend körperliche Beweglichkeit. Wer nicht geht, geht auf Dauer körperlich, psychisch und auch geistlich zugrunde.

Gehen ist durchaus modern, das äußere Gehen und auch der innere Weg. Die Motivationen sind recht unterschiedlich: der sportliche Ehrgeiz, gesundheitliche Motive, der Versuch, die eigenen Grenzen auszuloten, zu erweitern und zu überwinden, die Suche nach dem ureigenen Selbst. Das Gehen wirkt Persönlichkeit bildend, Gemeinschaft stiftend, Freundschaft stiftend. „Vor allem verliere nie die Lust am Gehen! Ich gehe jeden Tag zu meinem Wohlbefinden und entferne mich so von jeder Krankheit. Ich habe mir die besten Gedanken ergangen, und ich kenne keinen noch so schweren Kummer, den man nicht weggehen könnte.“ (Sören Kierkegaard)

Freilich ist es nicht der Weg an sich. Der Weg allein ohne Orientierung und ohne Ziel hat noch keinen Sinn. Manche wollen nur weg von hier, weg von hier, weil die Leute so anstrengend sind, weil Aufgaben kaputt machen, weil das Leben zum Wegwerfen ist? Die Erlebnisgesellschaft, die so viel vom Leben, vom Glück, vom Heil, von der Gesundheit redet, ist oft dem Leben recht fern. Realitätsverweigerung und Wirklichkeitsflucht gehören zum Programm. Unsere Zeit ist damit beschäftigt, Ablenkungen zu gestalten, sie weiß aber nicht mehr, wovon sie ablenkt. Nun wollen wir es doch nicht so machen wie in dem unvergesslichen Lied des Wiener Kabarettisten Helmut Qualtinger aus den 50er Jahren, wo ein jugendlicher Motorradfahrer sagt: „Wir wissen nicht, wo wir hinfahren, aber dafür sind wir g'schwinder dort“. Die Innenseite der Spaßgesellschaft ist nicht selten Verzweiflung, Sinnlosigkeit und Orientierungslosigkeit.

Beim Gehen ist auch eine spirituelle Dimension präsent. Das Gehen ist eine Schule der Sehnsucht, mich nicht mit zu wenig zufrieden zu geben, die Ziele meines Lebens nicht zu niedrig anzusetzen und diese Ziele nicht aus den Augen zu verlieren. – Der Weg ist ein menschheitliches Symbol, das eng mit unseren Daseinserfahrungen verknüpft ist. Für alles, was einen Anfang und ein Ende hat, legt sich die Vorstellung vom Weg nahe. Der Gedanke vom Weg gehört außerdem zum ethischen Alphabet der Menschen. Sobald das Leben als Aufgabe und Tat begriffen wird, wird der Mensch in die Situation der Wahl und der Entscheidung versetzt. In fast allen Religionen gibt es die Vorstellung von der Reise oder vom Aufstieg der Seele zu Gott. Von der biblischen Botschaft her sind diese Wege auch Gotteswege, der mit dem einzelnen Menschen und mit dem Volk Gottes mitgeht. Der Gott der Bibel ist ein „Weg- oder Wandergott“. Das Johannesevangelium spricht in einem absoluten Sinn von Jesus als *dem Weg*: „Ich bin der Weg und die Wahrheit und das Leben; niemand kommt zum Vater außer durch mich“ (Joh 14,6).

Wenn wir wallfahren, gehen wir zueinander, und wir gehen miteinander. Und dies ist schon etwas Wichtiges, dass wir einmal nicht bloß nebeneinander dahin werken und jeder seine Arbeit tut, sondern dass wir miteinander auf dem Wege sind und darin das Tiefere unseres Lebens erkennen: dass wir in der Tat in der vorangehenden Zeit Pilgernde sind, und es nur im Miteinander sein können. Wir gehen zueinander, wir gehen miteinander. Aber mehr: Wir wollen den Himmel sehen, wir suchen nach Größerem, denn die Seele des Menschen dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott. Die Wallfahrtsorte haben in unser Land eine Art Geographie des Glaubens eingezeichnet, das heißt an ihnen wird sichtbar, ja fast greifbar, wie unsere Vorfahren dem lebendigen Gott begegnet sind, wie ER sich nicht zurückgezogen hatte nach der Schöpfung oder nach der Zeit Jesu Christi, sondern noch immer da ist und an ihnen wirkt, so dass sie IHN erfahren konnten und spüren durften, sehen durften an den Zeichen, die ER tat. Ja, ER ist da, und ER ist auch heute da.

Wallfahren ist Ausdruck für den Durchbruch zum wahren Leben, für den Aufbruch in den wahren Ursprung: Wir suchen nach Größerem, wollen den Himmel sehen. „Gott, du mein Gott, dich suche ich, meine Seele dürstet nach dir.“ (Psalm 63) Dafür müssen wir aufmerksam und wach sein. Wachsein nach Gott hinüber. „Unser Leben führen, mit den Menschen sein, mit den Dingen, aber hinüberhorchen, ob nicht jenes Leise, Zarteste sich kundtue: Die Nähe Gottes.“ (Romano Guardini)

Schwert und Kreuz

Besuch im Kindergarten

7. Oktober 2024 | Bad Kreuzen

9. Oktober 2024 | Pabneukirchen

Der hl. Martin stammte aus Savaria, einer Stadt in der römischen Provinz Pannonien. Die Eltern waren Heiden. Das Christentum war erst einige Jahre zuvor 313 öffentlich erlaubt worden. Sein Vater war anfangs ein einfacher Soldat, später aber Oberst. Der Name „Martin“ bedeutet dem Kriegsgott Mars geweiht (Sulpicius 2,1-2). Martin wurde, wie das damals für Söhne von Offizieren vorgeschrieben war, mit 15 Jahren ebenfalls Soldat. Um 350 gab es immer wieder kriegerische Auseinandersetzungen zwischen den Germanen und den Römern. So auch im Jahre 356. In Worms war ein römisches Heer zusammengezogen. Martin war noch immer Soldat. Da kam es zur Konfrontation mit dem späteren Kaiser Julian Apostata. Martin verweigerte den Kriegsdienst und nahm die Gelegenheit wahr, seine Entlassung aus dem Militär zu erbitten. Das wurde von Julian Apostata als Feigheit angesehen, doch Martin erklärte, er wolle nur mehr für Gott streiten und werde zum Beweis dafür am nächsten Tag unbewaffnet dem Feind gegenüberreten. Sulpicius Severus berichtet in seiner Vita Sancti Martini, verfasst um 395, von der Absage Martins an den Kaiser. „Bis heute habe ich dir gedient, Herr, jetzt will ich meinem Gott dienen und den Schwachen. Ich will nicht mehr länger kämpfen und töten. Hiermit gebe ich dir mein Schwert zurück. Wenn du meinst, ich sei ein Feigling, so will ich morgen ohne Waffen auf den Feind zugehen.“ Martin wurde gefangengenommen. Das sollte ihn zum Kampfe zwingen. Am folgenden Tag aber boten die Germanen Frieden an, und Martin verließ daraufhin die Armee.

Macht Teilen ärmer?

In einem Kindergarten haben mir die Kinder von den zwei Bischöfen erzählt, die sie kennen, nämlich vom hl. Martin und vom hl. Nikolaus. Mit beiden verbinden wir ja das Teilen, bei Martin das Teilen des Mantels, Nikolaus hat den Kapitän eines Schiffes dazu gebracht, das Korn zu teilen, damit die Kinder und die Erwachsenen nicht verhungern. Nikolaus hat dem Kapitän versprochen, dass ihm nichts abgehen wird, wenn er etwas vom Getreide abgibt. Werden wir durch das Teilen ärmer oder reicher? Wird etwas durch das Teilen weniger oder mehr? Wenn wir die Freude teilen, wird die Freude mehr. Das ist allen Kindern klar. Wenn wir die Zeit miteinander teilen, dann wird sie intensiver. Auch das ist einsichtig. Und was ist mit der Schokolade? Die meisten Kinder meinen schon, dass die Schokolade durch das Teilen weniger wird. Ein Kind hat gemeint: Wenn ich die Schokolade nicht teile, dann bekomme ich Bauchweh und Verstopfung! – Wenn wir kirchlich nicht miteinander die Zeit, die Begabungen, die Talente, das Geld, das Personal, die Räume teilen, dann bekommen wir Bauchweh. Wenn es uns nur noch um Selbstbehauptung, Macht und Durchsetzen unserer eigenen Interessen geht, dann bekommen wir Kopfweh. Wenn wir nicht aufeinander schauen und frage: Was brauchst du? Was geht dir ab?, dann bleiben wir in der eigenen Blase stecken.

Aus Liebe zu den Menschen?

Treffen mit den Bürgermeister:innen

St. Nikola | 7. Oktober 2024

Politik: schmutziges Geschäft oder angewandte Liebe zur Welt?

Die Rollen und Aufgaben von Politiker:innen sind vielfältig, ebenso die Erwartungen der Bevölkerung an sie. Sie sind für das Gemeinwohl verantwortlich und sollen regieren, leiten. Sie sollen Gemeinwesenarbeiter und auch Kulturförderer sein, Anwälte der Kleinen und Schwachen. Sie sind Chefs von kleineren oder größeren Unternehmen und für die Personalpolitik von Landes- und Gemeindebetrieben zuständig. Nicht wenige Bürgermeister:innen sind z. B. Obleute von Abwasserverbänden, Sozialsprengeln, Krankenhaus- und Altenheimverbänden. Manchmal sind sie Aufsichtsrat oder Kontrollinstanz. Zuständig sind sie für Lawinenkommissionen, für den Verkehr, das Straßen- und Wegenetz. Wenn in der Schule oder in der Kultur nichts weiter geht, sind sie schuld. Nicht selten sind sie Klagemauer und müssen Prügel einstecken, oft als Diplomaten und Friedensstifter gefragt. Eingeladen werden sie als Sponsoren zu vielfältigen Anlässen. Vielfach kommt ihnen eine Vernetzungsrolle zu, bei der die Fäden zusammenlaufen. Manchmal sollen sie einfach dabei sein und repräsentieren, oft im Namen des Landes und der Gemeinde gratulieren. Zu den verschiedensten Anlässen sollen sie die richtigen Worte finden. Manche sind Landes- oder Dorfvater, andere Kundschafter für die zukünftige Entwicklung. Gefragt sind sie als Organisatoren oder auch als Architekten eines Lebensraumes. Auch für die Ordnung und Sicherheit werden sie verantwortlich gemacht. Harte Verhandlungen haben sie zu führen mit Bundespolitikern und auch mit Firmen. Man könnte diese Aufzählung lange weiterführen. Ist diese Aufgabe nicht ein unmöglicher Job?

„Treiben Sie keine Politik. Rauchen Sie lieber Tabak, das verdirbt nur die Gardinen.“ So der Rat einer Frau an einen Mann in Gustav Freytags Theaterkomödie „Die Journalisten“. Viele Menschen sind der Auffassung, dass die Politik den Charakter eines anständigen Menschen verderbe. Oft hört man den Satz: „Politik ist nun einmal ein schmutziges Geschäft“. Um das Ansehen von Politiker:innen ist es nicht immer gut bestellt. Sie werden gern und vorschnell als korrupt und verlogen bezeichnet. Es gehe ihnen um Macht, Einfluss und auch Geld. Wäre es für einen Christen nicht sehr viel besser, sich aus diesem Geschäft zurückzuziehen? Wer Verantwortung trägt und Entscheidungen fällen muss, sei es in der Politik, in der Wirtschaft oder in der Kirche, läuft immer unweigerlich Gefahr, in der Abwägung zwischen mehreren Möglichkeiten zu irren. Manchmal hat er auch nur die Wahl zwischen zwei Übeln zu wählen. Die Gefahr, schuldig zu werden, jemandem nicht gerecht zu werden, ist unumgänglich.

Politik ist nicht von Haus aus ein schmutziges Geschäft. Der verstorbene deutsche Bundespräsident Johannes Rau sagte 1999 bei seiner Antrittsrede: „In der Politik geht es nicht um letzte Wahrheiten, sondern um richtige Lösungen. Der politische Streit sollte jeweils um die Frage gehen, welcher Vorschlag der beste ist im Interesse aller oder im Interesse der vielen. Nur dann kann etwas von dem aufscheinen, was Hannah Arendt in die Worte gefasst hat: ‚Politik ist angewandte Liebe zur Welt.‘“⁴

Politik als angewandte Liebe zur Welt, das heißt, nicht auszuweichen, nicht auszuweichen vor der Verantwortung und damit vor der Gefahr, schuldig zu werden. Wer vor lauter Furcht, Schuld auf sich zu laden, notwendiges Handeln unterlässt, verfehlt seinen Auftrag als Christ. Max Frisch schreibt in seinen Tagebüchern: „Wer sich nicht mit der Politik befasst, hat die politische Parteinahme, die er sich ersparen will, bereits vollzogen: Er dient der herrschenden Partei.“⁵

⁴ <http://www2.hu-berlin.de/francopolis/Sim.IV99/Antrittsrede.htm>

⁵ Max Frisch, Tagebuch 1946 - 1949, Frankfurt a. M. 1972, 329.

Da sprach der Herr zu Kain: Wo ist dein Bruder Abel? Kain entgegnete: Ich weiß es nicht. Bin ich denn der Hüter meines Bruders? (Gen 4,9) – Die Botschaft der Heiligen Schrift mutet uns zu, dass wir einander aufgetragen sind, füreinander Verantwortung tragen, einander Hüter und Hirten sind. Aus dieser Logik heraus, formulierte der verstorbene Papst Johannes Paul II. 1988 in „Christifideles laici“: „Die Liebe, die dem Menschen dient und ihn liebt, kann nicht von der *Gerechtigkeit* getrennt werden: Die eine und die andere verlangen jede auf ihre Weise die volle Anerkennung der Rechte der Person, auf die die Gesellschaft mit all ihren Strukturen und Institutionen hingeeordnet ist. Um die zeitliche Ordnung im genannten Sinn des Dienstes am Menschen christlich zu inspirieren, können die Laien nicht darauf verzichten, sich in die „Politik“ einzuschalten, das heißt in die vielfältigen und verschiedenen Initiativen auf wirtschaftlicher, sozialer, gesetzgebender, verwaltungsmäßiger und kultureller Ebene, die der organischen und systematischen Förderung des *Allgemeinwohls* dienen.“⁶ Christsein in der Politik heißt, dass ich meine Fähigkeiten nicht nur für mich, sondern auch für meine Mitmenschen einsetzen soll.

Robert Schumann hatte drei einfache Regeln, um als Politiker Christ sein zu können, um als Christ Politiker sein zu können: „1) „Dédramatiser“, entdramatisieren. 2) „Garder l’humour“, den Humor bewahren. 3) „Ne pas rendre les coups qu’on reçoit“, die Prügel, die man bekommt, nicht zurückgeben.“⁷

Wir brauchen die Musik

Treffen mit Kirchenmusiker:innen
Pabneukirchen | 7. Oktober 2024

„Zu Zeiten sind wir Dachbewohner und pfeifen von allen Dächern. In anderen Zeiten leben wir in Kellern und singen, um uns Mut zu machen und die Furcht im Dunkel zu überwinden. Wir brauchen Musik. Das Gespenst ist die lautlose Welt.“ (Ingeborg Bachmann) Die Musik ist ein Stück Kultur der Sinne und des Herzens. Sie hilft zur Entfaltung von Menschlichkeit und Gemeinschaft, und sie erhebt unsere Seele, unser Gemüt zu Gott. Die Orgel spielt bei unterschiedlichen Situationen und Anlässen. Sie begleitet die Freude der Hochzeit, spielt aber auch in den Erfahrungen des Todes, im Gedenken an die Verstorbenen. Würde sie nur bei den schönen Anlässen dabei sein, so würde die Musik bald oberflächlich und seicht. „Das sind wie zwei Flöten mit verschiedenem Ton, aber der eine Geist bläst in beide, einer erfüllt sie beide, und sie ergeben keinen Missklang zusammen.“⁸ In der Liturgie spielen zwei Flöten: die Flöte des Leidens und des Todes, sowie die Flöte der Hoffnung und Sehnsucht nach Auferstehung und Vollendung. Würde in der Liturgie nur die Melodie der himmlischen Vollendung gespielt, so würden die realen Leiden ignoriert und unverwandelt bleiben. Wäre nur das Lied vom Tod zu hören, würden sich Nekrophilie und Resignation breit machen. In der Musik spiegelt sich die ganze Bandbreite des Lebens, Melodien loten die Höhen und Tiefen, die Sternstunden und die Abgründe aus.

⁶ Johannes Paul II., Christifideles laici. Nachsynodales Schreiben über die Berufung und Sendung der Laien in Kirche und Welt, Vatikan 1988, Nr. 42.

⁷ Zitiert nach: Kardinal Dr. Christoph Schönborn, Der Christ und die Politik. Katechese am 19.3.2000.

⁸ „Illae sunt duae tibiae quasi diverse sonantes; sed unus Spiritus ambas inflat. Uno Spiritu implentur ambae tibiae, non dissonant.“ (Augustinus, In Epistolam Joannis tractatus 9,9, in: Opera omnia (ed. Parisina altera, emendata et aucta), Paris 1836, Tomus III/2, 2577).

Die Orchesterprobe

Orchesterprobe ist ein Film des italienischen Regisseurs Federico Fellini aus dem Jahr 1979 und zeigt in einer Allegorie das Chaos der italienischen Gesellschaft und die Unfähigkeit deren Politik, in diesem Umfeld positive Ergebnisse zu generieren. Der Film spielt in einem Proberaum für klassische Musik. Der Dirigent steht allegorisch für die italienische Staatsführung und das Orchester für das Volk. Während der Dirigent verzweifelt versucht, ein geordnetes Spiel zu organisieren, sind die einzelnen Spieler mit eigenen Dingen beschäftigt oder stören durch Diskussionen und abstruse Forderungen. Das Treiben der Spieler nimmt immer anarchischere Züge an, bis plötzlich eine riesige Abrissbirne in der Funktion eines „Deus ex Machina“ eine Wand des Raumes einschlägt. In die entstandene Stille hinein beginnt der Dirigent abermals zu dirigieren und alle Spieler stimmen jetzt geordnet zur geplanten Symphonie an.

Die Einheit der Sinfonie beruht darauf, dass jeder Einzelne das Recht aufgibt, das zu spielen, was er will. Wenn wir dieses Recht nicht aufgeben, zu tun und zu lassen, was wir wollen, verspielen wir unseren Platz im Orchester des Lebens. Diese Wesenszüge des „symphonischen Musikers“ kommen einer Bekehrung gleich. Das Musizieren ist ein gemeinsamer Klang! Wir sind in den Schönheiten und Abgründen des Lebens, im Guten wie im Bösen eng verflochten. Es ist ein Gewebe aus den farbigen Fäden der sichtbaren Welt und den unsichtbaren Kettfäden der Gnade, die alles trägt und erhält.

Der Zusammenklang der Pfeifen ist Ausdruck für die Einheit der Kirche in Vielfalt. „Deshalb ertönt in eurer Eintracht und zusammenklingenden Liebe das Lied Jesu Christi. Aber auch Mann für Mann sollt ihr zum Chore werden, damit ihr in Eintracht zusammenklingt, Gottes Melodie in Einigkeit aufnehmt und einstimmig durch Jesus Christus dem Vater singet.“ (Ignatius von Antiochien)⁹

Musik als Heilmittel

Ein altes Heilmittel, um ein betrübtes Gemüt aufzuhellen, um sich von eingefressenen Grübeleien abzulenken, ist die Musik. Schon David wird von Saul als Musiktherapeut engagiert. Sein Spiel vertreibt den bösen Geist vom König (1 Sam 16). Wein und Saitenspiel erfreuen das Herz (Jesus Sirach 40,20). Für viele ist Musik eine Therapie gegen die Traurigkeit, gegen depressive Stimmungen. Ich bin fest davon überzeugt, dass ohne die Musik viel mehr psychische Erkrankungen in unserem Land wären. Und ich glaube auch, dass der Aggressionspegel massiv steigen würde, wenn sich die Musikkapellen auflösen würden. Wie viel Trost und Gemeinschaft entsteht durch die Musik!

Symbol der Gott-Fähigkeit

In einem Text der Hl. Schrift heißt es „Als die Musik der Instrumente einsetzte, erfüllte die Wolke den Tempel“ (2. Buch der Chronik 5,13). Die Orgel kann eine hohe Aufgabe übernehmen. In den festlichen Weisen eines Bläserensembles, in den Liedern der hl. Messe, in den österlichen Klängen oder an den Gräbern: Die Musik kann das Herz zu Gott erheben. Die Musik geleitet das Menschenherz in den Raum des Geheimnisvollen, des Unsagbaren, der Nähe Gottes.

⁹ Ignatius von Antiochien, Brief an die Epheser 4,2 (Die Apostolischen Väter 145).

Musik ist eine urmenschliche Größe und als solche ein Symbol der Gott-Fähigkeit und Gott-Begeisterung des Menschen. Durch das Symbol ‚Musik‘ können wir die Offenbarung Gottes symbolisieren. So schreibt Thomas von Aquin, dass Gott nicht des Lobes der Menschen bedürfe, das Lob der Stimme sei aber deswegen notwendig, weil die Affekte für Gott erregt würden. Johann Sebastian Bach versteht Musik als die ‚Herrin und Lenkerin aller menschlichen Affekte‘ und zielt in seinem Schaffen auf durch Musik initiierte Gemütsbewegungen ab, die den Menschen ganzheitlich für die leisen und kräftigen Rufe Gottes aufschließen.

Singen und Musik ist im heilsgeschichtlichen Dialog Gottes mit uns Menschen zu situieren. Singen wie Musik können sich entweder an Gott oder an Christus richten (vgl. Eph 5,19f.; Kol 3,16). Singen und Musik ist aber auch Ausdruck der Gottese Erfahrung der Gemeinde, Zeichen ihrer Freude (vgl. 1 Kor 14,26). Singen und Musik ist auf die Vollendung im Himmel ausgerichtet, insofern beide auf Vollendung und Neuschöpfung hin transparent machen und dies in der Liturgie manifest wird. Die Musik der Menschen wurde in der Geschichte der Kirche als Abbild der Musik der Engel und als Vorgeschmack des zukünftigen Lobgesangs der Seligen in der Gemeinschaft des Himmels gehört, ganz so, wie im 1. Jahrhundert der Seher von Patmos eine himmlische Liturgie mit Gesang und Instrumentalmusik beschreibt. Und in der Liturgiekonstitution des Zweiten Vatikanischen Konzils heißt es: ‚In der irdischen Liturgie nehmen wir vorkostend an jener himmlischen teil, die in der Heiligen Stadt Jerusalem, zu der wir pilgernd unterwegs sind, gefeiert wird.‘ (Liturgiekonstitution 8)

Es ist ein ‚Dienst an der Freude‘. Musik ist immer eine ganz besondere An-Rede an den Menschen. Sie ist eine kostbare Verwirklichung des ‚Betens mit Leib und Seele‘, sie beschenkt uns mit einem hörenden Herzen. Auch wenn ihr bei Begräbnissen spielt, seid ihr Diener des Lebens und der Hoffnung, Diener der Gemeinschaft zwischen Lebenden und Toten. Ihr verweist auf Christus, der von sich sagt: Ich bin die Auferstehung und das Leben.

Die Kinder sollen etwas Schönes erleben. Das kann man vordergründig als bloße Abwechslung verstehen. Das Wahrnehmen von Schönheit lässt aber ein versöhntes Sein ahnen. Freude, Schönheit und Hoffnung sind Lebensmittel. Friedrich Hölderlin (1770-1843) hat im „Hyperion“ einen Text zur erlösenden Kraft der Schönheit geschrieben. „Jenen ewigen Widerstreit zwischen unserem Selbst und der Welt zu endigen, den Frieden alles Friedens, der höher ist, denn alle Vernunft, den wiederzubringen, uns mit der Natur zu vereinigen zu Einem unendlichen Ganzen, das ist das Ziel all' unseres Strebens ... Wir hätten auch keine Ahnung von jenem unendlichen Frieden, von jenem Seyn, im einzigen Sinne des Worts, wir strebten gar nicht, die Natur mit uns zu vereinigen, ... wenn nicht dennoch jene unendliche Vereinigung, jenes Seyn, im einzigen Sinne des Worts vorhanden wäre. Es ist vorhanden – als Schönheit; es wartet, um mit Hyperion zu reden, ein neues Reich auf uns, wo die Schönheit Königin ist.“¹⁰

¹⁰ Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke und Briefe. Hg. von Michael Knaupp, München 1992ff. MA II, 558f. Zitiert nach Rüdiger Safranski, Hölderlin. Komm! Ins Offene, Freund! Biographie, München 2019, 131f.; Gotthard Fuchs, Wo die Schönheit Königin ist, in: Christ in der Gegenwart Nr. 12 (22. März 2020).

Wandel der Bestattungskultur in unserer Gesellschaft

(aus dem Manuale)

Treffen mit Bestatter:innen und Begräbnisleiter:innen
Grein | 8. Oktober 2024

3. Auch wenn der Tod in den Medien allgegenwärtig scheint, so wird der Mensch auf besonders intensive Weise im Angesicht eines Toten mit seiner eigenen Sterblichkeit konfrontiert. Wer am Totenbett oder Grab eines Menschen steht, bedenkt nicht nur, welchen Sinn das Leben des Verstorbenen hatte und welche Zukunft dem Verstorbenen bereitet ist. Es geht immer auch um die Frage, welchen Sinn und welche Zukunft das eigene Leben hat. Deshalb gehört die Erfahrung des Todes der Anderen zu den existentiellen Herausforderungen der Menschen. In dieser Situation ist der Dienst der Kirche in besonderer Weise gefordert. So zählt die Sorge um die Toten und die Hinterbliebenen zu den wichtigen Aufgaben jeder Pfarrgemeinde und ihrer Seelsorger. Das kirchliche Begräbnis will nicht nur den Verstorbenen geistlichen Beistand erleben und ihren Leib ehren, sondern auch den Lebenden den Trost der Hoffnung geben

4. Fragen der Bestattungskultur finden in den Medien große Aufmerksamkeit. Tod und Trauer werden als eine Herausforderung wahrgenommen, die sich längst einen Markt geschaffen hat. Auch die virtuelle Welt im Internet bietet für das Gedächtnis der Toten neue Möglichkeiten an. Andererseits wird der Umgang mit den Toten zunehmend privatisiert. Es gilt weitgehend als unschicklich, die eigene Trauer öffentlich zu zeigen. Das Begräbnis ist mehr und mehr zu einer Privatsache der Angehörigen geworden und findet deshalb häufig im engsten Familienkreis statt.

5. Veränderungen hat es auch bei der Bestattung selbst gegeben. An immer mehr Orten ist der Sarg weder während der Messfeier in der Kirche präsent noch wird er während der Feier auf dem Friedhof in die Erde eingesenkt, sondern erst später ohne die Angehörigen im Grab beigesetzt. Neue Bestattungs-Formen, die noch vor wenigen Jahrzehnten eine Ausnahme oder gänzlich unbekannt waren, sind in der Gesellschaft zu frei wählbaren Alternativen geworden. Feuerbestattungen sind nicht mehr eine statistische Ausnahme, sondern an vielen Orten eine Regelform. Längst nicht mehr werden jeder Sarg und jede Urne an einem klar definierten Platz auf dem Friedhof beigesetzt. Fast alle großen Friedhöfe haben Felder für anonyme (namenlose) Beisetzungen. Dem jeweiligen Bestattungsrecht entsprechend kann die Asche eines Verstorbenen aber auch auf hoher See oder in einem naturbelassenen Waldstück beigesetzt oder auf einer Wiese oder an einem anderen Ort verstreut, bisweilen sogar dauerhaft zuhause aufbewahrt werden.

7. Die Entwicklung der Bestattungs- und Trauerkultur ist alles andere als einheitlich. Teilweise können am selben Ort gegenläufige Tendenzen wahrgenommen werden. Einerseits haben viele den Eindruck, dass die Bestattung der Toten einem technischen Akt gleicht, bei dem der Respekt vor der Würde des Menschen keine Rolle mehr spielen muss. Andererseits gibt es aber auch das starke Bedürfnis, von den Verstorbenen auf sehr individuelle Art Abschied zu nehmen und bei der Ausgestaltung der Begräbnisfeier die Einzigkeit des Toten und seiner Bestattung zu betonen. Gleichzeitig sind in manchen Gegenden des deutschen Sprachraumes nach wie vor die Traditionen und Bräuche, welche die Trauerkultur seit langer Zeit prägen, sowie die Teilnahme an den Begräbnisgottesdiensten vielen Menschen ein großes Anliegen.

8. Die kirchlichen Traditionen haben immer weniger Einfluss auf die sich beständig verändernden Erwartungen und gesellschaftlichen Selbstverständlichkeiten. Vielmehr prägen diese die Wünsche, die an die Kirche und ihre pastoralen und liturgischen Dienste

herangetragen werden, und bilden so das Umfeld der kirchlichen Begräbnisliturgie und der verschiedenen Formen der Trauerpastoral. Hinzu kommt der Einfluss kirchlicher Entwicklungen: Auch die geringer gewordene Zahl der Priester und die Bildung von Seelsorgeeinheiten haben Auswirkungen auf die kirchliche Bestattungskultur.

13. In einer Vielzahl von Bildern kommt in der Heiligen Schrift und in der Glaubenstradition der Kirche zum Ausdruck, dass der Tod das Tor zu einem neuen Leben ist, dem ewigen Leben bei Gott. Wir hoffen, dass unsere Verstorbenen bei Gott aufgehoben sind, auch wenn die Wiederkunft Christi zum Gericht, die Vollendung der Welt und die Auferstehung der Toten noch ausstehen. Die Kirche hält daran fest, dass jeder einzelne Mensch in seiner Identität auch in der Phase zwischen dem leiblichen Tod und der endgültigen Vollendung Bestand hat. Diese Überzeugung hat ihren Ausdruck in der Rede von der unsterblichen Seele des Menschen gefunden. Wenn in manchen Gebeten der kirchlichen Begräbnisfeier von der Seele der Verstorbenen gesprochen wird, geht es nicht um einen unchristlichen Dualismus oder eine Geringschätzung unserer Leiblichkeit, sondern um die feste Zuversicht, dass der Mensch auch dann nicht ins Nichts vergeht, wenn sein sterblicher Leib zerfällt.

14. Die Mitte der kirchlichen Begräbnisfeier ist die Feier des Pascha-Mysteriums Christi. Die Kirche verkündet, dass Christus den Tod überwunden hat und dass alle, die mit Christus durch die Taufe vereint sind, mit ihm verbunden auch durch das Tor des Todes in das Leben übergehen. In diesem Glauben begleitet die Kirche die Sterbenden mit ihrem Gebet und den Sakramenten. In dieser Hoffnung geleitet sie den Leichnam zum Ort seiner letzten Ruhe und steht den Hinterbliebenen in ihrer Trauer bei.

19. Verstorbenen Katholiken (auch Katechumenen) ist das kirchliche Begräbnis nach Maßgabe des Rechts zu gewähren. Eine Verweigerung des kirchlichen Begräbnisses ist nur nach den Bestimmungen von c. 1184 CIC erlaubt. Unter bestimmten Umständen können auch nicht katholische Christen gemäß c. 1183 § 3 CIC kirchlich bestattet werden. Damit werden die christlichen Grundüberzeugungen von Sterben, Tod und Begräbnis in die kanonische Rechtsordnung gefasst.

20. Der Tod eines Menschen ist nicht nur für die eigenen Angehörigen Anlass zur Trauer, er ist auch ein soziales Ereignis. Der Tod eines Christen berührt immer auch die ganze Gemeinde gemäß dem Wort des Apostels Paulus: „Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit“ (1 Kor 12,26) Gegen die gesellschaftlichen Tendenzen zunehmender Privatisierung, Individualisierung und Familiarisierung vieler Begräbnisse hält die Kirche daran fest, dass eine kirchliche Begräbnisfeier nicht privater Natur ist, sondern ein Gottesdienst an dem die Pfarrgemeinde teilnehmen soll.

21. Weil dem Menschen über den Tod hinaus Würde zukommt, müssen Verabschiedung und Beisetzung auf würdevolle und menschliche Weise geschehen. Die kirchliche Begräbnisfeier ist ein Beitrag zu einer menschenwürdigen Begräbniskultur. Aus Respekt vor der Individualität jedes Menschen hält es die Kirche für notwendig, dass das Grab jedes Verstorbenen mit seinem Namen versehen wird. In Erinnerung an den Tod und das Begräbnis Jesu empfiehlt die Kirche nachdrücklich als vorrangige Form die Bestattung des Leichnams. Sie verbietet allerdings die Feuerbestattung nicht, sofern diese nicht aus Gründen gewählt wird, die dem christlichen Glauben widersprechen.

Perspektiven für die Landwirtschaft

Bad Kreuzen
9. Oktober 2024

Schön ist es bei uns! Reife Felder prägen das Landschaftsbild – dass die Erntezeit zum Sommer und Herbst dazugehört, ist den Menschen in Oberösterreich ein Begriff, auch für jene, die wenig Bezug zur Landwirtschaft haben. Und andererseits ist bei manchen das Verständnis für die Arbeit in der Landwirtschaft und für die Ernte enden wollend: „Kann man nicht ankündigen, wann Ernte ist – es staubt dermaßen, dass es gesundheitsgefährdend ist!“ – Erntedank und Kulturlandschaft gehören zusammen. Wir sind dankbar dafür, dass Ernährungssicherheit und Wohlstand keine Selbstverständlichkeit sind, und deswegen muss es uns um den Erhalt der von Menschen gestalteten Kulturlandschaft als eine unserer wertvollsten Ressourcen gehen.

Wenn es um den Erhalt unserer Ressourcen geht, dann betrifft das auch die spirituelle und gesellschaftliche Ebene. Wenn wir unsere Quellen zuschütten, trocknen wir aus, trocknet Identität und Selbstvergewisserung aus. Wir müssen die Quellen zugänglich machen. Da gehört das Aufgreifen von gemeinschaftsprägenden Elementen und deren Weiterentwicklung dazu. Die Landjugend sendet in ihren Aktivitäten hier ganz wichtige Signale aus. Veranstaltungen wie heute zeigen, dass der ländliche Raum eine enorme Vielfalt bietet, die auf die Ressourcen in unserem Land baut und keine Scheu davor hat, Innovation und Tradition in einem fruchtbaren Miteinander zu denken.

Und das gilt auch für den Glauben: Unsere spirituellen Quellen zu pflegen, sie weiterzuentwickeln in unsere Zeit hinein ist ein Gebot der Stunde. Jesus wählt sehr oft als Anschauungsmaterial für seine Gleichnisse aus Lebensbereichen, die den Menschen seiner Zeit vertraut waren. Bilder und Beispiele rund um den Backofen und das Fischernetz, vor allem aber Erfahrungen aus der Landwirtschaft: „Der Same keimt und wächst ... Die Erde bringt wie von selbst Frucht, zuerst Halm, dann Ähre, dann volles Korn in der Ähre.“ Wenn Jesus von der Landwirtschaft, von den Mühen und Unwägbarkeiten, die damit verbunden sind, erzählt, denkt er an die Gottesherrschaft. Mögen die Widerstände noch so groß und der Anteil an fruchtbarem Land noch so klein sein, die Gottesherrschaft wird sich ausbreiten so kommt es in anderen Gleichnissen rüber.

Die Menschen in der Landwirtschaft werden weniger. Die Kirche wird insgesamt kleiner. Heißt das deswegen, dass gleichzeitig auch die Bedeutung linear abnimmt? Die Bedeutung der Landwirtschaft, der Wert unserer Ernährung, der Erhalt der Schöpfung und Kulturlandschaft nimmt eher exponentiell zu. Genauso ist der spirituelle Mehrwert des Christentums mehr denn je notwendig, um den Boden zu bereiten für eine Kultur, die nicht auf die All-Macht des Menschen pocht, sondern Raum gibt für das Göttliche, um auch für Grenzen und dem Geschenk des Lebens offen zu bleiben.

Zum Erntedankfest feiern wir die Zusage Gottes, dass im wörtlichen wie übertragenen Sinn unsere Aussaat keine sinnlose Aktion ist, sondern dass daraus etwas Nahrhaftes, Sinnvolles, Aufbauendes zu ernten ist. Das Wachsen der Früchte entspricht der Einsicht, dass nicht alles in unserer Hand liegt. Gerade die Anstrengungen Richtung Bewahrung der Schöpfung, Nachhaltigkeit, Pflege unserer Gemeinschaft und unseres Glaubens müssen wir JETZT setzen, damit auch künftige Generationen ernten können.

Samenkörner (Mk 4,26-34)

Ein junger Mann betrat im Traum einen Laden.
Hinter der Theke stand ein Engel.

Hastig fragt er ihn: „Was verkaufen Sie, mein Herr?“
Der Engel antwortete freundlich: „Alles, was Sie wollen.“

Der junge Mann begann aufzuzählen: „Dann hätte ich gern

- das Ende aller Kriege in der Welt,
- bessere Bedingungen für die Randgruppen der Gesellschaft,
- Beseitigung der Elendsviertel in Lateinamerika,
- Arbeit für die Arbeitslosen,
- mehr Gemeinschaft und Liebe in der Kirche
- und ...
- und ...“

Da fiel ihm der Engel ins Wort:

„Entschuldigen Sie, junger Mann, Sie haben mich falsch verstanden.
Wir verkaufen keine Früchte, wir verkaufen nur den Samen.“¹¹

„Ich will dich haben, und zwar sofort.“ So habe ich es einmal bei einer Werbung gelesen. Gemeint war ein Führerschein. Etwas sofort haben zu müssen ohne Annäherung, ohne Lernen, ohne Warten, ohne Wachsen, ohne Erleiden, das ist durchaus eine Krankheit unserer Zeit. Die Zeit des Wachsens und Reifens, die Zeit des Lernens und der Arbeit muss möglichst abgekürzt werden. Es muss sofort fertig sein! Wie viele werden massiv unter Druck gesetzt?! – Ich habe gerade bei Kindern mit Beeinträchtigung erlebt, dass sich schon gar nichts erzwingen lässt. – Und auch bei der Freundschaft ist es so: Die lässt sich nicht fertig kaufen, die wird geschenkt und muss auch mühsam erarbeitet werden. Wie viele Übergriffe gibt es da!

Ein Gespür für das Wachsen: damit unsere großen Worte wie „Liebe“, „Friede“, „Freude“, „Glück“ nicht durch Ungeduld oder Unverbindlichkeit zur Floskel oder Worthülse erstarren, nicht entleert, ausgehöhlt oder banalisiert werden. „Aufmerksamkeit bedeutet ein Warten auf das andere als das Unverfügbare. Warten braucht Zeit. Zeit brauchen heißt: nichts vorwegnehmen können, alles erwarten müssen, mit dem Eigenen vom andern abhängig sein.“ (Simone Weil)

Vom Ansehen und von der Wertschätzung

Eucharistiefeier in Bad Kreuzen
8. Oktober 2024
(zu Lk 10, 38-42)

¹¹ Heinz Sommerer, Geistliche Texte für Feste im Jahreskreis, Don Bosco 1984, 58.

„Ich bin nicht mehr so viel wert. Ich kann nichts mehr arbeiten.“ So höre ich manchmal von älteren Menschen. Was bestimmt den Wert eines Menschen? Geld? Arbeit und wenn ja, welche Arbeit? Titel? Besitz? Noten? Und erhält die Arbeit genug Wertschätzung? Kann Arbeit (allein) den Selbstwert, die Identität eines Menschen konstituieren? Ist es nicht ein Hohn, wenn Jesus zu Martha sagt: Maria hat den guten Teil erwählt?

Im Bernardisaal des Stiftes Schlierbach in Oberösterreich gibt es die Darstellung eines „Allbeobachters“, d. h. der Betrachter wird vom Auge dieses Beobachters, der auch noch ein Fernrohr hat, angeschaut, wohin immer er sich im Raum bewegt. Der „Allbeobachter“ kontrolliert, überprüft, ihm entgeht nichts, er schaut nie woanders hin oder einfach weg. – Im Bernardisaal in Schlierbach finden noch immer die mündlichen Matura- (Abitur-)Prüfungen statt. – Es kann tiefe Verstörung auslösen, unter ständiger Beobachtung zu stehen, sei es privat oder auch beruflich. Die Palette an Kontrollinstrumenten ist durch Digitalisierung rasant gewachsen. Wer braucht noch Chefs, wenn man Chips hat? Überwachung mittels GPS-Daten, das gibt es schon in manchen holländischen Einrichtungen. Registriert wird, wie lange Krankenpflegerinnen bei welchen Patient:innen verweilen, und diese Daten fließen automatisch in die Mitarbeiter:innen-Evaluationen ein. Eugen Roth hat diese Verstörung durch ständige Beobachtung und Kontrolle – auf Gott gemünzt – in ein paar Versen folgendermaßen ausgedrückt: „Ein Mensch, der recht sich überlegt, dass Gott ihn anschaut unentwegt, fühlt mit der Zeit in Herz und Magen, ein ausgesprochenes Unbehagen. Und bittet schließlich ihn voll Graun, nur fünf Minuten weg zu schau'n. Er wolle zwischendurch allein, recht brav und artig sein. Doch Gott davon nicht überzeugt, ihn ewig unbeirrt beäugt.“ (Eugen Roth)

Der liebende Blick Gottes im christlichen Verständnis trägt die unmittelbar liebende Wertschätzung des Menschen in sich. Ähnlich wie in Schlierbach findet sich in der Turmkapelle des Brixener Doms in Südtirol ein Fresko eines „allsehenden Christus“. Wohin immer sich der Betrachter in der Turmkapelle bewegt, er wird von Christus angesehen. Im Menschen Jesus Christus wird das Antlitz Gottes sichtbar. Nikolaus Cusanus schreibt im 15. Jahrhundert zum „allsehenden Christus“: „Dein Sehen, Herr, ist Lieben, und wie dein Blick mich aufmerksam betrachtet, dass er sich nie abwendet, so auch deine Liebe. Soweit Du mit mir bist, soweit bin ich. Und da dein Sehen dein Sein ist, bin ich also, weil du mich anblickst. Indem du mich ansiehst, lässt du, der verborgene Gott, dich von mir erblicken. Und nichts anderes ist dein Sehen als Lebendigmachen.“¹²

Bischof Joachim Wanke hat die Werke der Barmherzigkeit auf die Gegenwart übersetzt. Es sind Worte und Haltungen, die Brücken bauen, Freiräume eröffnen, aufatmen lassen, Menschen zueinander führen, Abgründe der Angst und der Fremdheit überwinden.

Einander sagen: Du gehörst dazu

Was unsere Gesellschaft oft kalt und unbarmherzig macht, ist die Tatsache, dass in ihr Menschen an den Rand gedrückt werden: die Arbeitslosen (Arbeitslosigkeit führt nicht selten zu Beziehungskrisen), die Ungeborenen, die psychisch Kranken, die Ausländer usw. Positiv ist demgegenüber das Signal: „Du bist kein Außenseiter!“ „Du gehörst zu uns!“ Du gehörst dazu, ihr gehört dazu! Kinder und Jugendliche sind im Gottesdienst willkommen, ohne sich in allem anpassen zu müssen. Ihr gehört zu uns, das kann heißen, dass die Familien die größte

¹² Nikolaus von Kues, De visione Dei/Die Gottesschau, in: Philosophisch-Theologische Schriften, hg. und eingef. von Leo Gabriel. Übersetzt von Dietlind und Wilhelm Dupré, Wien 1967, Bd. III, 105-111.

Pflegeeinrichtung im Land sind. Ihr gehört dazu, dass sollen in den Pfarren und in der Kirche auch jene hören, deren Beziehung gescheitert und deren Ehen zerbrochen sind. Du gehörst dazu, das gilt vor allem auch für Frauen, die ihre Kinder alleine großziehen.

Ich höre dir zu

Eine oft gehörte und geäußerte Bitte lautet: „Hab doch einmal etwas Zeit für mich!“; „Ich bin so allein!“, „Niemand hört mir zu!“ Zeit haben, zuhören können paradoxerweise gerade im Zeitalter technisch perfekter, hochmoderner Kommunikation so dringlich wie nie zuvor! Vielleicht ist es gut, an das wichtigste Möbelstück zu erinnern: an den gemeinsamen Tisch, an dem gegessen, gestritten, gespielt, miteinander gesprochen wird.

Ich rede gut über dich

Friede erwächst aus einem Klima des guten Umgangs miteinander. Die moralische Wertigkeit, wie man mit anderen Menschen umgeht, ist in unserer Gesellschaft über mehrere Generationen immer mehr verwässert worden. Vielleicht auch deshalb, weil wir immer weniger Zeit mit unseren Kindern verbringen. Wer spricht zu Hause das Abendgebet mit den Kindern? Wer zieht das Resümee über die Geschehnisse des Tages? Wer dankt mit ihnen für die guten Stunden, und wer arbeitet mit ihnen die schlechten auf. Wo sonst soll ich all das als in der Familie?

Dankbarkeit und Lob sind hörbare innere Gesundheit. Jeder hat das schon selbst erfahren: In einem Gespräch, einer Sitzung, einer Besprechung – da gibt es Leute, die zunächst einmal das Gute und Positive am anderen, an einem Sachverhalt, an einer Herausforderung sehen. Natürlich: Man muss auch manchmal den Finger auf Wunden legen, Kritik üben und Widerstand anmelden. Was heute freilich oft fehlt, ist die Hochschätzung des anderen, ein grundsätzliches Wohlwollen für ihn und seine Anliegen und die Achtung seiner Person. Dankbarkeit und Lob wirken Wunder. Das gilt für Kinder, die sonst nicht wachsen, das gilt für eine gelungene Arbeit, auch für ein gutes Essen, das hören auch Männer gern. Gerade Jugendliche wachsen, wenn positiv über sie gedacht wird.

Ich brauche dich

Jesus braucht die Jünger: Jesus traut den Jüngern viel zu. Er lässt sie groß werden. Das kann Vorbild sein im Umgang mit Partnern und mit Kindern.

Kinder wollen gebraucht sein, wollen wichtig und nützlich sein. Das zeigt sich bei kleinen Kindern etwa darin, dass sie mit ungeheurem Geschick z. B. den Geschirrspüler ausräumen wollen. Und Kinder brauchen Räume, in denen sie erleben: mir wird etwas zugetraut.

Ich gehe mir dir

Wir sind heute miteinander auf dem Weg. Männer und Frauen, Eltern und Kinder, Großeltern und ihre Enkel. Es ist ganz wichtig, dass nicht jeder allein unterwegs ist und nicht jeder für sich allein geht. Zu viele ziehen sich auf sich selbst zurück, zu viele sind auf sich selbst gestellt. Und es wird gar nicht so wenig Konkurrenz aufgebaut und gelebt. Manche sprechen in Anlehnung an den „Clash of civilisation“ bzw. vom „Crash der Kulturen“ von einem „Crash of generations“ oder sogar von einem „Krieg der Generationen“. Sind Generationen heute allein unterwegs?

Miteinander auf dem Weg sein: Was heißt das für die Pflege, für die Chancen in der Bildung, für die Aufteilung von Erwerbsarbeit und Erziehung, oder auch für den Wohnraum?

Das Signal lautet: „Du schaffst das! Komm, ich helfe dir beim Anfangen!“ Aber es geht hier nicht nur um soziale Hilfestellung. Es geht um Menschen, bei denen vielleicht der Wunsch da ist, Gott zu suchen. Sie brauchen Menschen, die ihnen Rede und Antwort stehen und die ein Stück des möglichen Glaubensweges mit ihnen mitgehen.

Ich teile mit dir

Manche haben Angst, dass ihr Leben ärmer wird, wenn sie es mit anderen teilen, mit einem Ehepartner und mit Kindern. Aber Teilen ist nicht Ausdruck eines Defizits oder eines Mangels, sondern von Stärke. Das Teilen von Geld und Gaben, von Möglichkeiten und Chancen wird in einer Welt noch so perfekter Fürsorge notwendig bleiben. Ebenso gewinnt die alte Spruchweisheit gerade angesichts wachsender gesellschaftlicher Anonymität neues Gewicht: „Geteiltes Leid ist halbes Leid, geteilte Freude ist doppelte Freude!“

Ich besuche dich

Die äußeren Wege sind oft nicht so weit. Aber die Wege zu uns selbst, die Wege zueinander nach einem Streit, die Entscheidung füreinander, wenn viele andere Wertigkeiten die Beziehung überlagern. Besuch und Gastfreundschaft sind mehr gefragt denn je. Den ersten Schritt tun. Den anderen in seinem Zuhause aufsuchen ist besser, als darauf warten, dass er zu mir kommt. Besuch schafft Gemeinschaft. Er holt den anderen dort ab, wo er sich sicher und stark fühlt. Die Besuchskultur ist sehr kostbar. Lassen wir sie nicht abreißen! Gehen wir auch auf jene zu, die nicht zu uns gehören. Sie gehören Gott, das sollte uns genügen.

Ich bete für dich

Wer für andere betet, schaut auf sie mit anderen Augen. Er begegnet ihnen anders. Auch Nichtchristen sind dankbar, wenn für sie gebetet wird. Ein Ort in der Stadt, im Dorf, wo regelmäßig und stellvertretend alle Bewohner in das fürbittende Gebet eingeschlossen werden, die Lebenden und die Toten – das ist ein Segen. Sag es als Mutter, als Vater deinem Kind: Ich bete für dich! Tun wir es füreinander, gerade dort, wo es Spannungen gibt, wo Beziehungen brüchig werden, wo Worte nichts mehr ausrichten. Gottes Barmherzigkeit ist größer als unsere Ratlosigkeit und Trauer.

Dankbarkeit und Versöhnung

Seniorium Grein
8. Oktober 2024

„Ich bin nicht mehr so viel wert. Ich kann nichts mehr arbeiten.“ So höre ich manchmal von älteren Menschen. Für viele wurde der Wert durch die Arbeit bestimmt. Und ihr habt unser Land nach den Katastrophen der Kriege aufgebaut. Ihr habt in euren jungen Jahren auf vieles verzichten müssen. Wie viel hat sich doch in den 100 Jahren seit 1918 verändert: im alltäglichen Leben, wie wir wohnen, bei den Werten und Einstellungen, in der Kommunikation

und im Verkehr, in der Erziehung und in der Schule! Wir dürfen jetzt seit bald 75 Jahren in Frieden leben.

In jeder Lebensphase sind wir ganz Mensch. Es ist ja nicht so, dass ein Kind noch nicht ganz Mensch wäre, weil es die Sprache noch nicht beherrscht, weil es noch nicht arbeiten kann, weil es noch nicht für etwas gut ist. Und auch ältere Menschen sind nicht überflüssig, wenn sie sich aus dem unmittelbaren Erwerbsleben verabschiedet haben. Jede Lebensphase, jede Altersstufe ist eine Herausforderung für unser Leben und unser Menschsein. In jeder Lebensphase gibt es Chancen und Gefährdungen. Jede Phase hat vermutlich auch seine blinden Flecken, d. h., dass wir wichtige Werte vergessen oder links liegen lassen, weil anderes scheinbar wichtiger ist. Das Alter bringt manchmal zum Vorschein, was in den Zeiten der vollen Aktivität nicht auffiel, und erhellt so die vorhergehenden Lebensabschnitte. So kann der Psalmist beten: „Unsere Tage zu zählen lehre uns! Dann gewinnen wir ein weises Herz.“ (Ps 90,12)

Altern als Gesamtprozess ist der mehr oder weniger beschleunigte Übergang vom Leben zum Tod. Die Todesnähe gibt dem Altern seine besondere Prägung. Sie fordert zu einer Lebensbilanz heraus. Ist das „wirkliche“ Leben vorüber? Bleibt nichts anderes übrig als der Unausweichlichkeit des Endes passiv abzuwarten? Oder sind es goldene Jahre? Nicht selten ist die völlige Verleugnung des Ruhestandsalterns bis zum letzten Augenblick. Tragisch kann es werden, wenn Entwicklungsversäumnisse früherer Lebensstufen nicht mehr einzuholen sind.

Es ist schwer festzustellen, wann eigentlich das „Altern“ beginnt. Altern ist ein ganzheitlicher Entwicklungsvorgang, bei dem das biologische Nachlassen mit dem Nachlassen existentieller Weltbezüge Hand in Hand gehen. Teilweise ist das Altern mit organischen Krankheiten mit einem chronischen Verlauf verbunden. Viele Anforderungen von Seiten der Gesellschaft sind nicht mehr da. So treten Konflikte aus Überforderungen z. B. in Entscheidungssituationen zurück. Neue Probleme entstehen durch die Herausnahme aus der bisher vertrauten Arbeit, die ja das Leben ausfüllte, oder durch die Entfernung und den Abschied aus der Familie. Es entsteht das Gefühl der Isolierung und der bedrückenden Entlastung. Depressionen im Zusammenhang mit der Rückentwicklung, Pensionierungsneurosen, Hypochondrie können die Folgen sein. Durch leiblich erkennbaren Leistungsverlust, durch den Rückgang des Erinnerungsvermögens und auch durch emotionale Labilität kommt es zu Veränderungen der Persönlichkeit. Materielle Einkünfte, Macht und Ansehen, die körperliche Fitness und auch die sexuelle Potenz gehen zurück. Es ist nicht leicht, wenn einer zum alten Eisen gehört. Oft sterben nach und nach vertraute Menschen wie Ehepartner, Angehörige, Berufskollegen, Freunde, Schulkollegen.

Bilanz: Dank und Versöhnung

Das Altern ist auch eine Zeit der Ernte und der Bilanz. Zur Spiritualität gehört es zum einen, das Positive des Lebens wahrzunehmen und aufzugreifen. „Es blüht hinter uns her.“ – So lautet ein Wort der Dichterin Hilde Domin. Das bedeutet auch, dass Religiosität und Spiritualität respektiert werden und dass dafür Räume und Zeiten entstehen. Martin Heidegger erinnert daran, dass Denken und Danken aus derselben Wurzel stammen. Undankbarkeit ist Gedankenlosigkeit und umgekehrt¹³. In der Sprache der Heiligen Schrift: Das Gute vergessen bringt den Menschen in das „Land der Finsternis“ (Ps 88,13). Undankbarkeit und Vergessen sind die große Sünde der „Heiden“. Sie verfinstern das Herz (Röm 1,21). Deswegen sagt der

¹³ Martin Heidegger, Was heißt Denken? Tübingen 1954, 91ff; ders., Gelassenheit, Pfullingen 1959, 66f.

Psalmist: „Meine Seele, vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat!“ (Ps 103,2) Dankbarkeit hat eine befreiende Wirkung. Sie befreit von selbstbezogener Enge und Ängsten; sie öffnet den Blick auf andere. „Das Leben zu feiern ist wichtiger als die Toten zu beweinen.“¹⁴ Das schreibt einer, der selbst durch Höllen gegangen ist. In Elie Wiesels Mund ist es keine Anweisung zum seligen Vergessen. Es ist Appell einer Hoffnung, die das Geheimnis der Menschen verteidigt, dass sie mit Gott eins seien und eins sein werden¹⁵. Wer vom Geheimnis dieses Wesentliche erahnt hat, den drängt es zur Dankbarkeit – trotz allem. Wenn der Mensch aber dankbar wird, dann ist er menschlich – genauso wie wenn er schwach wird, Fehler macht, enttäuscht ist, lacht und liebt. Denn wer „unfähig ist zur Dankbarkeit, ist kein Mensch.“¹⁶ An ihr also findet der Mensch nochmals den Spiegel seines Geheimnisses. Dankbarkeit blickt nie bloß zurück, sondern bewährt sich im Vorausblick. Dankbarkeit auf Zukunft gerichtet ist Hoffnung. Oder im Gegensinn: Hoffnungslosigkeit, Zynismus, Resignation ist Undankbarkeit. So muss in der Dankbarkeit beides deutlich werden: die Anerkennung und Bejahung des Gegebenseins der Gabe, die nicht in der Weise als Funktion seiner selbst assimiliert werden darf, dass der Geber verschwindet, und die schöpferische Kraft dieser Gabe in der Gegenwart. „Das Sein als Gabe, durch das ich bin und das als gegebenes der Grund meiner selbst ist, bleibt in allem Übereignetwerden auf den Schenkenden hin durchsichtig. ... Beten heißt: Hineingenommensein in diese Geburt der Gabe aus dem absoluten Geber, ihn verherrlichen durch den Mitvollzug der Geburt.“¹⁷

Zur Bilanz gehören aber auch die Brüche, die Unversöhnlichkeiten, die Verletzungen, das Scheitern. „Das Pferd macht den Mist in dem Stall, und obgleich der Mist Unsauberkeit und üblen Geruch an sich hat, so zieht doch dasselbe Pferd denselben Mist mit großer Mühe auf das Feld; und daraus wächst der edle schöne Weizen und der edle süße Wein, der niemals so wüchse, wäre der Mist nicht da. Nun, dein Mist, das sind deine eigenen Mängel, die du nicht beseitigen, nicht überwinden noch ablegen kannst, die trage mit Mühe und Fleiß auf den Acker des liebevollen Willens Gottes in rechter Gelassenheit deiner selbst. Streue deinen Mist auf dieses edle Feld, daraus sprießt ohne Zweifel in demütiger Gelassenheit edle, wonnigliche Frucht auf.“ (Johannes Tauler)

Raum für Werte

Das Alter schafft Raum für Werte, die ohne weiteres für unser ganzes Leben wichtig und kostbar sind, aber manchmal zu wenig Chance bekamen, sich zu entfalten; zum Beispiel:

- still werden und in bewussten Kontakt mit der Quelle unseres Wesens treten;
- Muße leben, um ruhig einem Menschen zuzuhören, der uns nahe steht;
- befreit werden von einem unheiligen oder auch heiligen Zwang;
- die Reise nach innen antreten, die Dag Hammarskjöld die längste Reise nannte;
- wichtige Erinnerungen hochkommen lassen und in Ruhe auskosten;

¹⁴ A.a.O. 94.

¹⁵ Elie Wiesel, Chassidismus – ein Fest für das Leben. Legenden und Portraits. Aus dem Französischen von Hans Bücken, Freiburg-Basel-Wien 2000, 15.

¹⁶ Elie Wiesel, Die Weisheit des Talmud. Geschichten und Portraits. Aus dem Französischen von Hanns Bücken, Freiburg-Basel-Wien 21996,187

¹⁷ Ferdinand Ulrich, Gebet als geschöpflicher Grundakt des Menschen (Beten heute 3), Einsiedeln 1973, 22.

- Beziehungen und Gemeinschaft leben, denn durch diese wird eine massive Form der Armut, die Vereinsamung überwunden.

Der Preis für diesen Gewinn in der dritten Lebensphase ist oft hoch. Die körperlichen und geistlichen Kräfte und Fähigkeiten nehmen ab, die Gebrechlichkeit und Krankheiten dagegen nehmen zu. Das bedeutet, dass man mehr und mehr auf die Hilfe anderer angewiesen ist. Das fordert und fördert einen Reifungsprozess, der aber nur wirklich stattfinden kann, wenn man zu diesem Nachlassen seiner Kräfte steht. Es braucht Ehrlichkeit und auch Demut, zum Altwerden zu stehen und es wirklich anzunehmen. Wenn dies jedoch gelingt, kann das Alter zu einer Bereicherung und zu einer Gnade werden. Viele alte Menschen haben das erfahren und damit ihre Mitmenschen beschenkt. Sie sind zum Segen für andere geworden und haben jenen Trost gespendet, die zunächst sie trösten wollten.

Die Würde eines Menschen ist in keinem Fall antastbar, weil sie ihm von Gott selbst zugesprochen wird: Gott hat den Menschen nach seinem eigenen Bild, als sein Abbild erschaffen. „Die Würde sprechen wir uns nicht zu, darum können wir sie einander auch nicht absprechen. Sie ist uns vorgegeben, sie darf nicht angetastet werden.“ (Bischof Franz Kamphaus) Friederike Mayröcker hat ihren langjährigen Partner Ernst Jandl bis zuletzt gepflegt. Nach dessen Tod wurde sie gefragt, ob es denn nicht deprimierend sei mit ansehen zu müssen, wenn ein Mensch, der nichts mehr halten kann, nach und nach seine Würde verliert. Ihre Antwort: Er hat in dieser Phase an Würde gewonnen (Requiem für Ernst Jandl).

Bilder der Kirche

PGR-Treffen

Pabneukirchen | 9. Oktober 2024

Das Zweite Vatikanische Konzil versteht die Kirche als „messianisches Volk“, das „obwohl es tatsächlich nicht alle Menschen umfasst und gar oft als kleine Herde erscheint, für das ganze Menschengeschlecht die unzerstörbare Keimzelle der Einheit, der Hoffnung und des Heils“ ist (LG 9). Die Kirche ist in Jesus Christus gleichsam Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug der Einheit (LG 1). Kirche ist nicht für sich selbst da; sie ist Kirche für die anderen, wie Jesus der „Mensch für andere“ war (Dietrich Bonhoeffer), sie ist Kirche für die Menschen und für die Welt und ihre Einheit, ihre Versöhnung und ihren Frieden. Und zur Kirche gehört eine wache und solidarische Zeitgenossenschaft: „Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute, besonders der Armen und Bedrängten aller Art, sind auch Freude und Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi.“ (GS 1)

Bei der Visitation habe ich von vielen Enttäuschungen gehört: Wie geht es weiter? Haben wir einen Priester am Ort? Ehrenamtliche und Hauptamtliche fühlen sich überfordert. Die Sonntagspraxis geht in fast allen Pfarren massiv zurück. Gibt es überhaupt noch Angebote für Kinder und Jugendliche oder auch für Männer? Und wer leitet? – Auch Verletzungen und Konflikte habe ich mitbekommen. Manche verlassen die Kirche, wenn die anderen an die Reihe kommen. Wer vertreibt wen und wer bleibt fern? Nicht alle Gräben sind überbrückt: manchmal habe ich gespürt, dass da einzelne und auch Gruppen nicht mehr miteinander können und auch nicht miteinander wollen. Ich habe die Klage gehört, dass die kirchliche Heimat verloren gegangen ist, dass sich Menschen aus den Pfarren vertrieben fühlen und sie dann innerlich und/oder äußerlich ausgezogen sind. Manchmal ist es wirkliche Ablehnung, ein andermal ein ganz großes Bedauern.

Die konkrete Kirche ist nicht eine Gemeinschaft von ausschließlich Gesunden und Reifen, sondern eine höchst gemischte Gesellschaft. In Auseinandersetzung mit Eugen Drewermann hat vor einigen Jahren Albert Görres auch dessen idealistisches Kirchenbild kritisiert: „Mein Haupteinwand gegen Drewermann sei also klar formuliert: Die Kirche ist, wie die Sonne, für alle da. Für Gerechte und Ungerechte, Sympathen und Antipathen, Dumme und Gescheite; für Sentimentale ebenso wie Unterkühlte, für Neurotiker, Psychopathen, Sonderlinge, für Heuchler und solche wie Natanael, ‚an denen kein Falsch ist‘ (Joh 1,47); für Feiglinge und Helden, Großherzige und Kleinliche. Für zwanghafte Legalisten, hysterisch Verwehrte, Infantile, Süchtige und Perverse. Auch für kopf- und herzlose Bürokraten, für Fanatiker und auch für eine Minderheit von gesunden, ausgeglichenen, reifen, seelisch und geistig begabten, liebesfähigen Naturen. Die lange Liste ist nötig, um klarzumachen, was man eigentlich von einer Kirche, die aus allen Menschensorten ohne Ansehen der Person, von den Gassen und Zäunen wie wahllos zusammengerufen ist und deren Führungspersonal aus diesem bunten Vorrat stammt, erwarten kann – wenn nicht ständig Wunder und Verzauberung stattfinden, die uns niemand versprochen hat. Heilige, Erleuchtete und Leuchtende sind uns versprochen. Wer sie sucht, kann sie finden. Wer sie nicht sucht, wird sie nicht einmal entdecken, wenn sie jahrelang neben ihm gehen, weil er sie vielleicht nicht wahrhaben will oder kann.“¹⁸

So sind auch die real existierenden Gemeinschaften und Pfarren kein idealistisches Paradies. Die ideale Kommunikation gehört dem Gespensterreich an. In der konkreten Wirklichkeit gibt es gestörte, zerstörende und zerstörte Beziehungen, Behinderungen, Belastungen, Kränkungen, Machtverhältnisse im Miteinander. Da ist die Sehnsucht nach Beheimatung und da ist die Beziehungslosigkeit in der Realität. Oder noch schlimmer: die anderen sind die Hölle. Die neurotischen Verzerrungen und Behinderungen sind bei Paulus Material der *Communio*. Er rühmt sich seiner Schwächen (2 Kor 12,9; 1 Kor 1,18-31). Es wäre gerade die Herausforderung, mit den Licht- und mit den Schattenseiten, mit den Rosen und Neurosen beziehungsreich umzugehen. „Ich bin gewiss: Weder Tod noch Leben, weder Engel noch Mächte, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur können uns scheiden von der Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“ (Röm 8,38f)

Kirche im Vierfarbendruck

Bischof Reinhold Stecher sah die Kirche im Vierfarbendruck, nicht schwarz-weiß, nicht fundamentalistisch, auch nicht mit liberaler Gleichgültigkeit, sondern bunt. „Mit der kühlen Farbe des Blau“ umreißt Stecher im „Kirchenbild das Institutionell-Hierarchisch-Juridische“, mit dem die meisten Schwierigkeiten bestehen (6). „Über das Blau der Institution muss das Rot des Geistes gelegt werden. Es ist die biblisch-theologisch-mystische Seite der Kirche.“ (11) Die Gelbschicht ist „die gemeindlich-offen, geschwisterliche, pastorale Kirche. Es ist die Kirche, die in die dunkle Welt ein wenig Helle bringen will.“ (13) Und schließlich: „Der Grau- oder Schwarzdruck“ ist „unsere eigene, persönliche Kirchenerfahrung, die positive und die negative, die Kirchenfreude und das Kirchenleid, die Kirchenlust und der Kirchenfrust.“ (17)

¹⁸ in: Albert Görres/Walter Kasper (Hrsg.), *Tiefenpsychologische Deutung des Glaubens? Anfragen an Eugen Drewermann* (QD 113), Freiburg 1988, 134.

Wo ist mein Platz?

Abschlussgottesdienst Stiftskirche Waldhausen
12. Oktober 2024

Wo ist mein Platz? So fragen wir manchmal bei einer Veranstaltung. Oder: Da habe ich keinen Platz, d. h., ich bin nicht erwünscht, ich bin nicht willkommen. Ich werde nicht gebraucht und gehöre nicht dazu. Wo steht die Kirche? So wurde ich von einem Journalisten gefragt. Meine Antwort: Der Ort der Kirche ist nicht einfach ein statischer Raum, sondern ein Weg, ein Prozess. Papst Franziskus legt den „synodalen Prozess“ weltweit allen Gläubigen in der Katholischen Kirche ans Herz. *Synode* (griech.: *sýn-hodós*) heißt ja wörtlich, sich miteinander auf den Weg machen. Es geht ihm dabei nicht bloß um eine Versammlung, ein „Zusammen-Sitzen“, sondern um einen neuen Stil kirchlichen Lebens und des Zugehens auf die Menschen in der Welt. Papst Franziskus weist ein in die Aufmerksamkeit, in die Wahrnehmung der Weggefährten, in das Zuhören, in die freie, offene Kommunikation und verweist auf Möglichkeiten der Ermächtigung, der Mitwirkung, der Mitverantwortung oder Beratung. Auf dem Weg der Pilgerschaft gilt es miteinander zu feiern. Die Kirche ist nicht primär eine Sitzung, sondern das pilgernde Volk Gottes. Im Weg drückt sich die Unruhe und die Sehnsucht des Menschen nach Gott aus (*homo viator*). Jesus ist der Weg schlechthin (Joh 14,6). Freilich: wir sind mit unterschiedlichen Des-Orientierungen, Geschwindigkeiten und Antrieben unterwegs. Wir sind auch Vagabunden, Umherirrende, Getriebene, Vertriebene, Flüchtlinge, Migranten ... Zum Start der Visitation waren wir als Pilger bei einer Sternwallfahrt nach Dimbach unterwegs. Heute sind wir als Pilger aus allen Pfarren nach Waldhausen gekommen.

Alles o.k.? Alles perfekt? Nein antworte ich immer. Wir stehen unter einem eschatologischen Vorbehalt. Wir sind eingewiesen in eine Dynamik des Provisorischen (Roger Schutz), der Vorläufigkeit, des Unvollständigen. Wer da nach Lösungen sucht: Fehlanzeige. Wer Sicherheit und Garantien fordert: Was ist das? Man kann nicht einfach dafür oder dagegen sein, schwarz oder weiß zeichnen. Konfrontation oder Polarisierung habe nicht das erste und auch nicht das letzte Wort.

„Jeder sitzt in seiner Blase und ist gekränkt, weil es auch noch andere Meinungen gibt: willkommen in der passiv aggressiven Gesellschaft. Auch in der Politik will man gar nicht mehr diskutieren: Der Wähler, der eine andere Meinung hat, gilt als bockiges Kind, das man mit Nichtachtung straft.“ (Alexander Grau 06.08.2024)

Woher heute die Kraft und den Mut nehmen, um wenigstens mittelfristig Visionen zu entfalten und entsprechend Optionen zu formulieren, die über den narzisstischen Tellerrand des eigenen Wohlfühlens hinaus gehen? Es ist eine Frage der Zukunftsfähigkeit der Kirche, ob es gelingt, eine Sozialform des Glaubens zu finden, in der es ein entkrampfteres Verhältnis zwischen Priestern und Laien gibt, gelöste Beziehungen zwischen Frauen und Männern, innerlich freier in der Offenheit und Gastfreundschaft für suchende Menschen, nicht zu sehr mit sich selbst und den eigenen Problemen beschäftigt. Die Kirchengestalt vergangener Jahrhunderte ist in Auflösung begriffen. Strukturen, Sicherheiten und Institutionen sind fragwürdig geworden. Das hat massive Auswirkungen für das Selbstverständnis und die Plausibilität von Pastoral. Man kann darauf depressiv mit einer Fixierung auf eine heile Vergangenheit reagieren. Ist es nicht aber auch möglich, diese gegenwärtige Situation anders zu deuten und zu leben? Die Krise bietet auch die Chance zum Exodus, zum Aufbruch, zur Wanderschaft, zur Pilgerexistenz. In der gegenwärtigen Kirche braucht es Pilgerexistenzen und Kundschafter neuen Lebens, die bereit Mauern und Barrieren überwinden, eng gezogene Grenzen zu dynamisieren, bereit zum Wagnis und zum Abenteuer, Neuland unter die Füße zu nehmen und sich auf Unbekanntes einzulassen.

Wozu?

„Was tust du den ganzen Tag?“ So fragte mich ein neunjähriger Schüler bei einem Besuch in einer Volksschule. Als ich ihm dann erzählt hatte, was ich am Vortag so alles gemacht hatte, kam die nächste Frage: „Arbeitest du auch etwas?“ Es war nicht ganz leicht zu erklären, dass auch Seelsorge, Unterricht, Predigt, Gespräche und Sitzungen Arbeit sein können. Weil das vermutlich nicht so überzeugend war, stellte der Schüler die dritte Frage: „Wozu ist das Ganze gut?“ – Wozu arbeitet ihr bzw. und wozu ist das Ganze gut? Damit ihr anderen nützt, damit ihr sie aufbaut! Damit Gott gelobt wird und damit so mehr Liebe, Freude und Gemeinschaft in die Welt kommt! Durch euer Wirken und durch eure Arbeit soll der Seele ein Raum gegeben. „Die Seele ernährt sich mit dem, worüber sie sich erfreut.“

Vom Abendgebet und von der Dankbarkeit

Der Kriminalpsychologe Thomas Müller¹⁹ ist überzeugt, dass „workplace violence“ eine der größten gesellschaftlichen und damit auch kriminalpsychologischen Herausforderungen der nächsten 30 Jahre sein wird. Unter workplace violence versteht man alle Formen destruktiver Handlungen am Arbeitsplatz, die die Firma in Schwierigkeiten bringen sollen. Müller sieht den Grund dafür: Weil unsere Arbeitswelt immer weniger menschengerecht ist. Weil in Konzernen die obersten Etagen kaum mehr wissen, wie es den Mitarbeitern in den unteren Etagen geht. Weil Menschen nicht mehr verstehen, für wen und für was sie eigentlich arbeiten. Nach dem Motto „Mir geht es schlecht, und dem Chef soll es jetzt noch viel schlechter gehen“ werden das Unternehmen oder deren Führungspersonen torpediert. Wie man miteinander umgeht, das lernt man auf der Straße und zu Hause. Und genau daran mangelt es. Die moralische Wertigkeit, wie man mit anderen Menschen umgeht, ist in unserer Gesellschaft über mehrere Generationen immer mehr verwässert worden. Vielleicht auch deshalb, weil wir immer weniger Zeit mit unseren Kindern verbringen. Wer spricht zu Hause das Abendgebet mit den Kindern? Wer zieht das Resümee über die Geschehnisse des Tages? Wer dankt mit ihnen für die guten Stunden, und wer arbeitet mit ihnen die schlechten auf? Wo sonst soll ich Kommunikation, Moral und Wertigkeit lernen als in der Familie?

Martin Heidegger erinnert daran, dass Denken und Danken aus derselben Wurzel stammen. Undankbarkeit ist Gedankenlosigkeit und umgekehrt²⁰. In der Sprache der Heiligen Schrift: Das Gute vergessen bringt den Menschen in das „Land der Finsternis“ (Ps 88,13). Undankbarkeit und Vergessen sind die große Sünde der „Heiden“. Sie verfinstern das Herz (Röm 1,21). Deswegen sagt der Psalmist: „Meine Seele, vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat!“ (Ps 103,2) Dankbarkeit hat eine befreiende Wirkung. Sie befreit von selbstbezogener Enge und Ängsten; sie öffnet den Blick auf andere. „Wenn der Mensch aber dankbar wird, dann ist er menschlich – genauso wie wenn er schwach wird, Fehler macht, enttäuscht ist, lacht und liebt.“²¹

¹⁹ Thomas Müller, *Gierige Bestie. Erfolg Demütigung. Rache*, Salzburg 2006; ders., *Bestie Mensch. Tarnung. Lüge. Strategie*, Reinbek bei Hamburg 2006.

²⁰ Martin Heidegger, *Was heißt Denken?* Tübingen 1954, 91ff; ders., *Gelassenheit*, Pfullingen 1959, 66f.

²¹ Elie Wiesel, *Die Weisheit des Talmud. Geschichten und Portraits*. Aus dem Französischen von Hanns Bückler, Freiburg-Basel-Wien²1996, 187

Danksagung

Ich möchte an dieser Stelle ein großes Wort des Dankes sagen. Danken können, das ist ja so etwas wie hörbare innere Gesundheit. Es wäre fatal, wenn wir das Gute vergessen würden. Wer das Gute vergisst, der wird depressiv, der wird ganz traurig. Und das Schöne, das Positive, das Kostbare nicht wahrzunehmen, das ist ein Ausdruck der Lieblosigkeit. Das Gute vergessen ist eine Sünde, sagt sogar Paulus.

Wie viele Mitarbeiter:innen hast du? So wurde mein ehemaliger Caritasdirektor in Innsbruck einmal gefragt. Und seine Antwort bezog sich nicht auf die Zahl der Beschäftigten, sondern auf alle Einwohner des Landes, weil alle Mitarbeiter:innen der Caritas, Mitliebende Gottes sind. Es ist ganz wichtig, dass wir das annehmen und realisieren: Wir sind Mitarbeiter:innen im Reich Gottes, Mitliebende Gottes in dieser Welt. In den vergangenen Tagen konnte ich viel von der Freundschaft mit Jesus und von der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft spüren. Ich danke den Alten und Jungen, den Senior:innen und Kindergartenkindern. Pfarren und kirchliche Gruppen leben vom Zeugnis der Religionslehrer:innen, Priester und Diakone, der Seelsorgeteams, der Kindergartenpädagog:innen, der Pfarrassistent:innen und Pastoralassistent:innen, Jugendbegleiter, Pfarrsekretärinnen und Wortgottesfeierleiter:innen. Vergelt's Gottes allen in der Sakramentenvorbereitung (Erstkommunion, Firmung, Ehe). Pfarren leben, auch weil es Pfarrgemeinderäte gibt! Die Atmosphäre der Kirchen ist geprägt von den Ministrant:innen und Mesnerdiensten, vom Blumenschmuck und von jenen, die die Kirche reinigen, von den Musiker:innen und Chören, von den stillen Betern. Verwaltung, Finanzen und Buchhaltung sind ein Dienst an der Gemeinschaft. Und Caritas ist ein Grundvollzug von Kirche: Vergelt's Gott allen, die Kranke besuchen, Sterbende begleiten, mit Trauernden gehen, Nachbarschaftshilfe leisten, Fahrdienste verrichten. Und die Kirche lebt im Dekanat auch von guten Bräuchen. Wie viele Vereine und Freiwillige geben der Tradition ein lebendiges Gesicht! Die Schöpfungsverantwortung ist ein großes Anliegen von Papst Franziskus! Wer erzählt von Jesus? Wer tröstet? Wer baut auf? Wer gewährt Gastfreundschaft? Wer lässt nicht im Stich? Wer vermittelt den Jungen: Du kannst etwas! Wir brauchen dich! Du gehörst dazu! – Dankbar bin ich auch allen, die den Kirchenbeitrag mit Sympathie leisten. Sie signalisieren: Es ist gut, dass es euch, die Pfarren und die Kirche gibt.

+ Manfred Scheuer
Bischof von Linz